Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 17

Artikel: Heimatgassen
Autor: Fuchs, E.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670624

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hand gab und ihr sagte, der Vater habe mich fortgeschickt, wollte sie bloß wissen, wie das Mädchen heiße. Sie tue dem Hanneli nichts, gab sie zu. Aber wenn mit mir so viel sei, wie sie geglaubt habe, so komme ich über so etwas weg.

Ich sah, daß sie das Wasser in den Augen hatte. Da hielt ich ihr meine silberne Uhr vor. „Ich weiß noch, was da drin steht. Wenn ich mein Wort nicht halte, muß ich diese Uhr am Türpfosten zerschlagen. Und das tu' ich nicht, weil sie von dir ist." Auf das hin hat sie sich von mir weggewendet. —

So bin ich zu einem Schatz gekommen. Und wenn du ihn gern kennen magst, brauchst du nicht weit zu laufen. Du hast ihn diesen Mittag auf dem Melchenbrecht unterm Küchenfenster stehen sehen. Und du mußt dich nun nicht mehr wundern, daß ich lauter als die andern knalle, wenn ich mit dem Emdwagen heimfahre, und Eine, die mir paßt, auf dem Fuder sitzt.

Vor dem Leben brauchen sich zwei nicht zu fürchten, die schaffen können, wie ich und die Hanna. Und wenn sie es auch daheim noch nicht Wort haben wollen, daß ich auf der rechten Straße bin, wenn's mir auch vorläufig nur zum Eibenmattpächter langt: es kann uns doch niemand unsern guten Mut nehmen und die Freude an uns selber, und daß wir auf der Welt sind."

Meisenglück.

Aus dem goldnen Morgenqualm
sich herniederschwingend,
hüpft die Meise auf den Halm,
aber noch nicht singend.

Doch der Halm ist viel zu schwach,
um nicht bald zu knicken,
und nur wenn sie flattert, mag
sie sich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht sie nun
flink und unverdrossen,
und indes die Füßchen ruhn,
wird ein Korn genossen.

Einen kühlen Tropfen Tau
schlürft sie noch daneben,
um mit Jubel dann ins Blau
wieder aufzuschweben.

Fr. Hebbel.

Heimatgassen.

Von E. A. Fuchs.

Da sitzen die Giebelhäuser wie besinnliche Großmütter an den krummen Gassen. Wenn der Herbst den Heimathimmel mit seinen schwarzen Wolkenfahnen behißt, ist es gruselig in den schmalen Straßenzeilen. Dann sitzen die Häuser eng aneinander gekuschelt, und die schläfrigen Fensteraugen folgen schwermütig dem tiefen Schwalbenfluge. Die dunklen Dachlucken sind hellhörige Ohren, in die der Herbstwind sich setzt und Sterbelieder singt. Wenn des Herbstes graue Regenfahnen wehen, ist tiefe Sterbenstraurigkeit in den Herzen meiner Heimathäuser.

Wenn aber der weiße König kommt und ihnen die glitzernden Pelzmäntel um die schiefen Schultern hängt, dann wacht so viel Wärme auf in den alten Großmutterseelen aus dem Gefühl des Geborgenseins, und so viel Dankbarkeit gegen den guten König. Manchmal zielen übermütige Buben mit Schneeballen nach ihrer weißen Haube oder zerschlagen ihnen den kristallenen Fransenschmuck an der Dachpelerine.

Wenn der weiße König lange genug da war, räkelt sich auch schon der Lenz im Walde, und eines Tages kommt er in meine Heimatgassen und fegt sie ganz sauber. Dann lächeln die wunderlichen grauen Steingesichter der schmalen Gassen den Lenz dankbar an. Heimlich in einer Maiennacht zündet er die Kastanienkerzen an, rote und weiße, und die Kinder tanzen Ringelreihen unter ihnen.

Und wenn der Lenz in der übermütigsten Laune ist, setzt er den ältesten Häusern eine Spatzenfamilie in den Nacken oder in die Ohren oder wohin es ihm sonst gefällt. Und sie hängen sich selig in den Armen und tragen den verborgenen Glanz aller Großmutterglückseligkeit tief im Herzen, wenn die Reihenkränze der Kinder sie umblühen.

Eines Tages wälzt sich eine Glutwelle herein. Das ist des Sommers heißer Atem. Die Häuser hocken spitz und knochig an den toten Gassen. Es

ist so angstvoll still. Aber wenn die Feierabendglocke ihre Stimme erhebt, kommen die sonnengebräunten Männer und Frauen heim vom Felde mit blanken Sensen und Gabeln. In ihren Augen steht die stille Freude ob des goldenen Ährensegens und der leuchtenden Kornblumensterne da draußen vor den Toren.

Heimatgassen! Wir lieben euch so, denn ihr erzählt uns Geschichten aus längst vergangenen Zeiten...

Der Tarantelhabicht.

Giftige Insekten unter sich.

Unsere heimische Landwirtschaft schuldet den kleinen Schlupfwespen Dank, deren Maden nicht wenige Schmetterlingsraupen buchstäblich auffressen und so ganzen Generationen von Gemüseschädlingen den Garaus machen.

Eine andere Wespenart, die in Nordamerika vorkommt, hat sich auf die Vernichtung eines weit gefährlicheren Feindes spezialisiert, der giftigen Tarantel, jenes Spinnentieres wärmerer Gegenden, dem Mensch und Tier sonst respektvoll aus dem Wege gehen. Wir meinen die Riesenwespe Pepsis formosa. Die Amerikaner nennen sie geradezu Tarantula Hawk, „Tarantelhabicht". Sie sorgt dafür, daß den guten Taranteln, gegen deren Gift alles Kleingetier wehrlos ist, die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ein amerikanischer Naturfreund, Lee Passmore, hat die tapfere Pepsis formosa bei der Taranteljagd belauscht und schildert ihr Duell mit dem gefährlichen Gegner so:

Die heimkehrende Tarantel sieht eines Tages die enge Erdhöhle, die ihr als Wohnung dient, belagert: die Wespe erwartet sie zu einem Kampf auf Leben und Tod. Hoch reckt sich das Spinnentier und spreizt seine giftdrohenden Kiefer, bemüht, den geflügelten Feind durch einen Biß zu vernichten. Aber der Tarantelhabicht weiß im flinken Schwirren den Giftzangen auszuweichen; immer wieder muß die Spinne die Front wechseln. Wenngleich größer, kräftiger und in ihrer Bewaffnung gefährlicher als die Wespe, ist sie doch auch schwerfälliger als diese. Der Tarantelhabicht nimmt blitzschnell die erste Gelegenheit wahr, die sich ihm bietet: von hinten, sicher vor dem giftigen Biß der Spinne, stößt er zu, bohrt den giftführenden Wespenstachel in den behaarten Hinterleib der Tarantel. Da beginnen ihre Beine zu erlahmen; sie kann sich nicht mehr recht regen. Seitab wartet die Wespe, angriffsbereit und nervös die Fühler mit den Vorderbeinen streichend. Die Giftspinne macht vergebliche Anstrengungen, sich zu erheben, ihr Erdloch zu erreichen; endlich geht konvulsivisches Zucken durch ihren Körper; das Wespengift hat die erste Wirkung getan. — Da wird sie wieder vom Tarantelhabicht gepackt. Diesmal gilt es, die weichere Unterseite des Tarantelkörpers nach oben zu drehen, die große Spinne also auf den Rücken zu werfen. Die Wespe läßt nicht nach, bis sie das erreicht hat. Sie greift ein Spinnenbein mit den Kiefern und sticht wiederum mehrmals auf die Tarantel ein. Das wiederholt sich, sobald die Spinne eine schwache Bewegung macht. Endlich bleiben die Glieder des Opfers schlaff. Und nun macht sich die viel kleinere Wespe daran, die Tarantel in ihr Erdloch zu schleppen, die fünfmal soviel wiegt wie sie selbst, eine respektable Kraftleistung. In den Spinnenkadaver legt die Wespe ein Ei ab und scharrt den Eingang der Höhle zu. Kurz nach dem Ablegen seiner Eier stirbt der Tarantelhabicht.

Sein Lebenszweck ist erfüllt, wenn er einigen Taranteln das Leben zu einer Tragödie gemacht hat. Nicht für sich jagt er die gefährliche Giftspinne, sondern für seine Nachkommenschaft. Die Wespenlarve schlüpft im Kadaver der Tarantel aus dem Ei und nährt sich von ihrem Fleisch. Daß sie dabei von Feinden möglichst unbehelligt bleibt, dafür hat das Muttertier Sorge getragen: beim Verlassen des Baues scharrt der Tarantelhabicht den Eingang sorgfältig zu und sichert so die erste Heimstätte seiner Brut gegen Störungen von draußen. Die herangewachsene Larve verpuppt sich schließlich in dem Erdloch, und zwar spinnt sie einen kunstvollen Kokon, zu dessen Fertigstellung sie viele Tausend Umdrehungen um die eigene Achse vollführen muß. Und endlich kriecht eine ausgewachsene, flugfähige Riesenwespe aus, arbeitet sich durch den Schutt ins Freie und gesellt sich im Fluge zu anderen Tarantelhabichten. Nach der Hochzeit heißt es von neuem, vielen giftigen Taranteln den Garaus zu machen, damit eine neue Wespe entstehen kann. Dieses Duell, so ungleich es auch zugunsten der Tarantel und ihrer Mordwerkzeuge zu stehen scheint, endet fast ausnahmslos mit dem Siege der tapferen Wespe.

A. K.